

# DER ANTI-TANGO

## Wie unser kulturelles Leben nach Corona aussehen kann.

TEXT MICHAEL SCHINDHELM

In der Übergangszeit des frühen Juni, als man bereits über die Brücke konnte, jedoch keine Waren mitbringen durfte, wurde ein Tessiner bei der Rückkehr von seinem für den Schweizer Zoll arbeitenden Landsmann dabei ertappt, wie er eine italienische Zeitung mit sich führte. Der Zöllner verzichtete auf die in jenen Tagen noch drohende Busse von einhundert Franken und forderte den Übeltäter stattdessen grosszügig auf, die Zeitung zurück nach Italien zu bringen. Den anschließenden Ausschmückungen in den Medien zufolge tat der auffrischer Tat Ertrappte mit Erleichterung, wie ihm geheissen, trank im Café gleich hinter dem Übergang, wo er die Zeitung vorher erstanden hatte, einen weiteren Espresso und las die Zeitung aus, bevor er mit vorschriftsmässig leeren Händen in die Heimat zurückkehrte. Geschehen ist das Ganze in unserem Nachbardorf Ponte Tresa, das, wie man auch in der deutschen Schweiz weiss, zu einem Teil hierzulande und zum anderen in Italien liegt.

Manche mögen das für eine ideale Win-win-Situation halten, denn sowohl der rechtschaffene Zöllner als auch der Übeltäter und sogar die Bar auf der anderen Seite haben ihren Vorteil aus der Sache gezogen. Mich erinnerte der Vorgang allerdings an Onkel Otto, ein Geschöpf mit der Erscheinung eines Seehunds, einem Schnauz wie Friedrich Nietzsche, Augen wie Cinderella und einer H-förmigen Fernsehantenne als Kopfschmuck.

Onkel Otto war (und ist) das Maskottchen des Hessischen Rundfunks. Der Star meines persönlichen Werbefernsehens, als ich vor inzwischen einigen Jahrzehnten im kommunistischen Teil Deutschlands die Marktwirtschaft noch von aussen betrachten durfte. Vor dem grobkörnigen Bild unseres Tesla-Fernsehers anno 1964 sitzend, bestaunte ich als Knabe die von Onkel Otto präsentierte verführerische Konsumwelt des Westens.

§

Diese Zauberwelt lag eigentlich keine zwanzig Kilometer von unserem Zuhause in der DDR entfernt. Und war doch unerreichbar. Onkel Ottos Fernsehen galt im Osten als der «Schwarze Kanal» und war verboten. Abend für Abend übertraten meine Eltern und ich das Verbot und bildeten eine konspirative Zelle. Die westdeutsche TV-Werbung vermittelte eine Illusion, die stärker wirkte als der nicht besonders reale Sozialismus der DDR. Im Zeitalter der virtuellen Realität wird das Eintauchen in eine Illusion als Immersion bezeichnet. Wir haben im Osten Immersionen gehabt, bevor diese Dinge entdeckt worden sind.

Bis vor wenigen Wochen war die Erfahrung von Konsumknappheit, Immersion vor der Immersion und staatlichem Verbot scheinbar harmlos-menschlicher Tätigkeiten im privaten Zuhause das Privileg von Leuten aus politischen Diktaturen. Covid-19 hat auch das durcheinandergebracht. In den dreizehn Wochen des Lockdowns

habe ich von unserem Haus im Malcantone aus über den Fluss geschaut, ein seit vierzehn Jahren vertrauter Anblick, und doch plötzlich eine unerreichbare, virtuelle Welt betrachtet: die Grenze an der Brücke beinahe unmittelbar vor dem Haus geschlossen wie ein eiserner Vorhang, drüben anfangs das wie ausgestorben anmutende Dorf, in das seit Mai eine – wenn auch depressive – Betriebsamkeit zurückkehrte. Irgendwie erinnerte mich die Situation an das geteilte Front-Deutschland aus den Zeiten des Kalten Krieges.

Am 15. Juni kam der «Mauerfall» auch in Ponte Tresa, das neue Normal zog ein, drüben bei den italienischen Nachbarn zum Beispiel mit Temperaturmessungen, Einweghandschuhen und Masken selbst am See und auf der Gasse. Mein italienischer Coiffeur berichtet, dass die Übergangskredite, die er mit unzähligen Formularen für das ausgefallene Geschäftsquartal beantragt hat, noch nicht eingetroffen sind, obwohl der Laden nun längst wieder offen ist. Derweil beschäftigt er sich damit, Tickets für den ligurischen Strand zu besorgen, an dem er jedes Jahr mit seiner Familie Ferragosto verbringt. Ich stelle mir eine nahe Zukunft vor, in der ich mir ein Abonnement für den Kastanienwald hinter unserer Kirche beschaffen muss, wenn ich die gewohnten Morgengänge fortsetzen will.

Angesichts der aktuellen und auf unbestimmte Zeit fortbestehenden Hygienevorschriften kommt eine nostalgische Sehnsucht nach dem unreg-

lementierten öffentlichen Raum auf. Dass nicht die Literatur oder die Oper, sondern der Marktplatz, die Strasse, und der Park das eigentliche Herzstück der Kultur bilden, habe ich so richtig auf meinem ersten Ausflug nach Westberlin im Herbst 1989 begriffen. Drüben, im anderen Teil der Stadt, konnte man im Café unbesorgt und kritisch über Politik reden, doch musste man Geld bezahlen, um das Auto vor dem Café zu parken. Im Osten gab es zwar so gut wie keine Cafés und dominierten Polizei und Stasi die Strassen und Plätze, aber man wurde nicht überall zur Kasse gebeten.

Die letzte Konsequenz aus der wachsenden Kommerzialisierung und behördlichen Reglementierung des öffentlichen Raumes lässt sich in den ambitionierten neuen Städten des Mittleren und Fernen Ostens finden. In Singapur, Abu Dhabi oder Shanghai kann man möglicherweise schon mal die eigene Zukunft besichtigen: Die Agora der Gesellschaft, auf der sich die Einheimischen und die Fremden begegnen, der Marktplatz, auf dem Waren und Ideen ausgetauscht werden, sich die Kulturen vermischen, diese Agora hat sich dort bereits in ein Paradies verwandelt, das sich selbst Onkel Otto nicht hat träumen lassen: die schier unendliche Spiegelwelt der Shoppingmall. Klimatisiert und ausgestattet mit allem Konsum- und Design-

komfort, den das 21. Jahrhundert zu bieten hat, verkörpert die Shoppingmall das ultimative Zentrum des globalen Kulturaustausches.

Vor etwa fünfzehn Jahren habe ich der Regierung von Dubai dabei geholfen, ein städtisches Kulturkonzept zu entwickeln. Es war nicht verwunderlich, dass die aufwendig gestalteten Parkanlagen am Creek und die Schluchten an der Sheikh Zayed Road verlassen lagen, während sich ein unablässiger Verkehrsstrom über die zehnspurigen Stadtautobahnen schob, denn wer hat schon Lust, sich bei Aussentemperaturen von 40 Grad Celsius im Freien zu bewegen? Öffentliche Kultur war etwas Neues und an sich Fremdes unter den Bewohnern der Emirate. Allein die Shoppingmall schien dazu einzuladen, dass sich Menschen verschiedener sozialer Schichten, Ethnien und Altersgruppen begegneten. Also veranstalteten wir von der Dubai Culture and Arts Authority die ersten staatlich geförderten Konzerte und Ausstellungen in den grosszügigen, glitzernden Atrien zwischen den Auslagen von Louis Vuitton und den Bartischen von Starbucks. Natürlich gab es überall Kameras und unzählige – bekannte und geheime – Spielregeln, nach denen das Leben in der Shoppingmall geordnet war. Beim Hängen der frühesten Fotografien von der Arabischen Halbinsel aus dem spä-

ten 19. Jahrhundert wurde der ausländische Ausstellungstechniker von einem älteren Mann mit Schnurrbart und in wallendem weissem Gewand gefragt, was die Fotos kosten. Die Antwort, sie seien unverkäuflich, konterte der Mann mürrisch: Warum stellt ihr sie dann überhaupt aus?

§

Während einer Recherche in Hongkong für die Entwicklung eines gigantischen Kulturkomplexes im Herzen von Victoria Harbour, des West Kowloon Cultural District, studierte ich kurze Zeit später die Parkordnungen der Stadt. Die Schilder, mit denen Parkbesucher auf all jene Aktivitäten hingewiesen wurden, die untersagt waren, legten nahe, dass man dieses Gelände besser meide, weil im Grunde genommen ausser Luftholen und Transpirieren nichts erlaubt war. Doch ist Hongkong mit stellenweise hundertdreissigtausend Einwohnern pro Quadratkilometer die dichtestbesiedelte Stadt der Welt, und ohne behördliches Dekret scheint sich öffentliche Ordnung nicht aufrechterhalten zu lassen.

Dubai und Hongkong sind Extremfälle, von denen sich trotzdem für uns etwas ableiten lässt. Denn unsere Welt befindet sich derzeit in einem Ausnahmezustand, und das neue Normal wird in europäischen Städten Trends verstärken, die wir bisher nur aus den futuristischen Metropolen der Schwellenländer kennen. Aber wie wird das neue Normal für die Kultur aussehen?

Covid-19 hat anscheinend Entwicklungen beschleunigt, die in der globalen Kultur bereits latent vorhanden waren, sich nun jedoch mit unerwartetem Tempo durchsetzen. Es ist schwer vorstellbar, dass wir selbst nach Einführung eines Impfstoffes ebenso unbeschwert ins Theater oder Restaurant gehen, ein Schwimmbad besuchen oder in einem Flugzeug sitzen werden, wie wir das bis zu Beginn dieses Jahres getan haben. Die Bilder von Maskierten im zivilen urbanen Raum vermitteln einen dystopischen Eindruck, der sich nicht mehr auflösen lässt. Vielleicht erleben wir



DAS MAGAZIN N° 27 – 2020 BILD: JOAQUIN SARMIENTO/AFP

Berühren verboten: Corona-taugliche Aufführung am Tango-Festival von Medellín.

demnächst bereits eine Wirklichkeit, die eigentlich unseren Enkeln vorbehalten gewesen wäre, hätte sich Covid-19 nicht ausgebreitet.

Die Welt mit ihren etablierten Gewissheiten ist plötzlich unvertraut geworden. Selbst das Zuhause, zum Beispiel im Malcantone, das Ökosystem, das wir landläufig die Heimat nennen, fühlt sich irgendwie beunruhigend seltsam an. Der Joker heisst Covid-19.

Eine russische Tänzerin, die derzeit hier im Tessin lebt und an meinem aktuellen Filmprojekt mitmacht, hat die Sicherheitsvorkehrungen und Abstandsregeln mit einer insgeheimen Choreografie verglichen: Wie von einer unerbittlichen (höheren) Macht geführt, weichen die Leute einander in der Öffentlichkeit mehr oder minder elegant aus. So tanzen wir im Anti-Tango durch einen Alltag, dessen Stimmung nicht von Erotik, sondern von lebensgefährlichen Aerosolen aufgeladen ist.

Eine Kurdin aus dem Iran, ebenfalls an dem besagten Projekt beteiligt, arbeitet seit einiger Zeit in einem Altenheim in Mendrisio. Zwar wird ihre Ausbildung hierzulande nicht anerkannt, doch durfte sie so nahe der tödlichen Gefahr wie nur möglich arbeiten, indem sie im schwer infizierten Südtessin Menschen der obersten Risikogruppe betreute. Ihr Mann, studierter Philosoph und Übersetzer, für den die Tessiner Gesellschaft in den letzten zehn Jahren selten Arbeit und Einkommen zu bieten hatte, erwarb inzwischen einen Führerschein als Busfahrer. Doch auch in dieser Branche stehen die Chancen schlecht, denn die Konkurrenz aus der benachbarten Lombardei ist riesig.

Der Film, an dem ich derzeit arbeite, beschäftigt sich mit dem hiesigen Alltag dieser Menschen und ihresgleichen. Mit der Lebenswirklichkeit von Leuten, die aus einem meist sehr speziellen Grund ins Tessin eingewandert sind (der Philosoph war zu Hause ein Menschenrechtsaktivist) und oft selbst nach zehn oder zwanzig Jahren feststellen, dass sie noch immer nicht angekommen sind, obwohl sie sich redlich Mühe gegeben haben. Sie teilen das undramatische Migrantenschicksal der scheiternden Integration. Men-

schen auf der Grenze, die nicht mehr in ihr Ursprungsland zurückkehren können oder wollen und zugleich im Ziel-land Fremde bleiben. Keinheimische.

Seitdem der Lockdown sich lockert, begegnen sie uns wieder. Wie die meisten Tessiner haben auch sie die Krise gut überstanden und reden nicht viel über die neuen Schwierigkeiten, die diese Krise mit sich gebracht hat. Man muss jedoch kein Hellseher sein, um sich auszumalen, dass die kommenden Jahre für sie noch weit mehr Schwierigkeiten bereithalten werden.

✦

Die von Meinungsführern und -machern derzeit verbreitete Hoffnung, die Zumutungen von Covid-19 mögen die Menschheit zu mehr Einsicht und Nächstenliebe anhalten, klingen wie das Pfeifen im Walde. Nicht nur der aktuell dokumentierte Alltagsrassismus in unseren Ländern spricht eine andere Sprache. Die leider nur zu wahrscheinlichen Prognosen von neuer Armut und Verschuldung deuten auf eine brutale Verschärfung des sozialen Klimas hin. Klimaschutz, Hungerbekämpfung und Multikulturalismus sind nur drei essenzielle Ziele der Vor-Covid-19-Gesellschaft. Nicht zufällig sind es die Protagonisten dieser Ziele, die heute davor warnen, sie aufzugeben. Der Fokus ist fürs Erste auf das Überleben gerichtet.

Die Pandemie hat allen konkreten Leidens zum Trotz eine abstrakte Qualität. Statistiken beherrschen die Nachrichten. Eine neue Verletzlichkeit des Einzelnen wird offenkundig, die vielleicht sogar schon seit langem da war. Menschen und Dinge, haben wir akzeptieren müssen, sind bis ins unendlich Kleinste miteinander verbunden. Das ist Globalisierung. Sie steckt im winzigen Detail. Im Aerosol. Es gibt keinen Schutz vor ihr.

Die Evolution des permanenten Geborenwerdens und Sterbens auf diesem Planeten, die man auf dem Worldometer verfolgen kann, verspricht weder Vaterunser noch Totenklage. An sich haben wir gewusst, dass sich das menschliche Leben zwischen unendlichen Zahlentabellen abspielt, aber wir haben es sofort wieder vergessen, um weiterzuleben.

Das wird sich ändern. Schutzbedürftig wie wir sind, lassen wir bereits zu, dass wir – temporär oder länger als temporär – auf individuelle Rechte verzichten, die spätestens seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs im Westen nicht mehr infrage gestellt worden sind. In der Krise ist den meisten Menschen Sicherheit wichtiger als Freiheit. Selbstständigkeit wird rasch bestraft. Die Pandemie verteilt Schicksalsschläge ungleichmässig, aber nicht unsystematisch. In allen westlichen Ländern sind die selbstständig Arbeitenden wirtschaftlich weitaus schwerer betroffen als die Angestellten.

Dies gilt natürlich auch für die kreativen Berufe. Wer bei einem Theater oder Museum beschäftigt ist, hat weitaus bessere Chancen, auch in Zukunft sein Geld zu verdienen, als der (freischaffende) Schriftsteller, Architekt oder die Filmemacherin. Ein offener Brief von Kulturschaffenden an den Bundesrat im Juni hat davor gewarnt, dass die Schweiz in eine Zeit zurückfallen könnte, in der ausschliesslich Privilegierte die Kultur gestalten. Überall in Europa ist ein drastischer Rückgang an öffentlicher Kulturförderung zu befürchten. Sogenannte Konjunkturprogramme lesen sich in Sachen Kunst und Kultur wie Placebo-Übungen. Innovation wird sich ebenso wenig auszahlen wie Unabhängigkeit. Wer wagt, verliert. Zumindest in nächster Zeit.

Die perfekteste Angestellten-gesellschaft der Welt, die möglicherweise immer mehr nicht nur für asiatische, sondern auch für westliche Regierungen ein Vorbild abgibt, das Gemeinwesen des Stadtstaates Singapur, hat vor ein paar Wochen per Um-

**Vielleicht ist die Zukunft gar nicht so wichtig? Wären wir vielleicht besser beraten, uns erst um die Gegenwart zu kümmern?**

frage mit einer Mehrheit von mehr als siebenzig Prozent befunden, dass der/die *artist* die Nummer eins unter den *non-essential professions* ist. Das ist eine ehrliche Einschätzung, die gewiss auch im Westen mehrheitsfähig ist. Eine Gesellschaft, in der Künstler entweder angestellt werden oder verhungern, wird sich jedoch kaum als besonders kreativ oder innovativ hervortun. Jene Stimmen, die derzeit davon sprechen, man müsse die Krise nutzen, um dringend notwendige Reformen durchzuführen, prallen ab an dem mehrheitspolitischen Eifer, so schnell wie möglich zu dem gewohnten Status zurückzukehren. Dabei wissen alle, dass die grosse Wende dennoch kommen wird.

Voraussichtlich wird die reale Welt – auch vor dem Hintergrund der realen Ansteckungsrisiken – weiter an Attraktivität verlieren. Wie der Lockdown bereits gezeigt hat, richten wir uns allmählich in einem virtualisierten Kokon ein. Wir fördern unsere Einsamkeit. Avatare übernehmen mehr und mehr die Funktion zwischenmenschlicher Beziehungen. Fussballklubs haben in jüngster Vergangenheit die melancholische Leere der Stadien mit Pappkameraden bevölkert, während die Fans die Spiele an der Glotze verfolgten. Gut möglich, dass der Mensch der nahen Zukunft sein umweltschonendes Alter Ego aus Kunststoff auf Reisen schickt, anstatt selbst zu reisen, oder ins Mahler-Konzert, während er dank Sennheiser und 3D-Video den Genuss auch auf der Wohnzimmer-couch haben kann.

✦

Man könnte sich auch freundlichere Versionen des Zukunftsszenarios vorstellen. Ob nun staatlich oder privat gefördert oder nicht, Kunst und Kultur werden weiterhin Fantasie produzieren. Sie, die Fantasie, wird dafür sorgen, dass wir uns eine Realität jenseits der physischen Wirklichkeit vorstellen können. So wie zum Beispiel eine alternative Gesellschaft einst hinter der Mauer von Ostberlin oder kürzlich am gegenüberliegenden Brückenkopf von Ponte Tresa. Die Fantasie ist eine offenbar unerschöpfliche Energiequelle. Ohne die menschliche Einbildungskraft wären weder Amerika noch das

*Mycobacterium tuberculosis* entdeckt worden, eine Art Covid-19 des 19. Jahrhunderts, dem Millionen Menschen zum Opfer fielen.

Die virtuelle Realität, in die wir immer tiefer eindringen, wird zu Entdeckungen führen, die sich nicht in selbstzerstörerischen Videospielen erschöpfen. Die Fantasie ist nämlich auch jenes Medium der Kunst, mit dem sich der Mensch eine Gegenwelt schafft, um den feindlichen Angriffen aus sowohl der sozialen als auch der natürlichen Wirklichkeit zu begegnen. Obwohl wir derzeit noch die Lähmungserscheinungen der Pandemie spüren, wird dieses Medium der Kunst bald mitten in unserer Gesellschaft neue und reale Verhältnisse schaffen.

Aber wahrscheinlich irre ich mich, und alles wird anders kommen. Im Grunde haben die zurückliegenden Monate gezeigt, dass alle Vorhersagen falsch waren. Warum sollte das nicht auch für die Vorhersagen von morgen gelten? Niklas Luhmann hat uns gewarnt: Die Zukunft befindet sich nicht mehr im Plan. Der Wert von Prognosen liegt nur noch in dem Tempo, in dem sie korrigiert werden.

Vielleicht ist die Zukunft gar nicht so wichtig? Da sie sich ohnehin unserer Kontrolle entzieht? Vielleicht wären wir besser beraten, uns erst um die Gegenwart zu kümmern? Am Ende bereiten wir eine bessere Zukunft vor, wenn wir für eine gute Gegenwart sorgen.

Zu den interessanteren Nebeneffekten der Pandemie gehörte, dass Menschen nicht nur über Ängste klagten, sondern sich auch über weniger Stress freuten. Für viele waren die Einschränkungen offenbar auch Stress-einschränkungen. Angesichts einer völlig unbestimmbaren Zukunft gewann die Gegenwart augenscheinlich an Gewicht und Präsenz.

Die Pandemie könnte eine Wiederentdeckung der Langsamkeit bedeuten und damit eine Neuerung der Gegenwart. Es liesse sich vermuten, dass hier eine Relevanz für die ansonsten als nicht essenziell betrachtete Kunst besteht. Denn nirgends ist so prononciert von Gegenwart die Rede wie in der Kunst (Literatur, Musik, Theater etc.).

Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang die Tatsache, dass wir Gegenwartskunst und zeitgenössische

Kunst als Synonyme betrachten. Kunst richtet sich demnach an Zeitgenossen. Zeitgenossen sind Menschen, die ein und dieselbe Gegenwart miteinander teilen. Die Gegenwart ist daher eigentliche Domäne der Kunst, nicht, wie so oft behauptet wird, die Vergangenheit.

Noch die Generationen des letzten Jahrhunderts gehörten einer sozialpolitisch definierten Epoche an, zum Beispiel der Nachkriegszeit oder den Achtundsechzigern, und diese jeweilige Zeitepoche schrieb sich konkret in jede individuelle Biografie ein. Seit dem Ende des Kommunismus und spätestens seit dem 11. September 2001 schien die Welt jedoch in eine anonyme Zeit des grenzenlosen Kapitalismus eingetreten zu sein. Sie trieb voran, schneller als jede frühere Zeit, aber eben: Sie schuf keine soziale Identität. Mehr als sieben Milliarden Menschen leben gleichzeitig auf diesem Planeten, doch gehören die Bewohner von Hongkong, Wil und Lagos radikal unterschiedlichen Epochen an. Selbst innerhalb der Städte und Regionen löst sich das soziale Zeitkontinuum auf. Menschen sind vielleicht Nachbarinnen oder Kolleginnen, aber oftmals keine Zeitgenossinnen mehr. Ein erheblicher Teil der wertschöpfenden Fantasie von Künstlern und Kreativen könnte in den kommenden Jahren darauf gerichtet sein, eine neue Zeitbindung herzustellen. Menschen in der sozialen Gegenwart zu verbinden und vor dem Terror permanenter Zukunftssorge zu schützen. Das Medium der Kunst als eine Gegenwelt, die Gegenwart ist und unseren Umgang mit der Zeit verändert. Die wirkliche Relevanz von Kunst und Kultur wird sich daran messen lassen, ob die Gesellschaft mit und nach Covid-19 ein neues Zeitkonzept entwickelt. Das Leben könnte dann wieder gelebt werden.

Im Übrigen wusste ja auch schon John Lennon: «Life is what happens to you while you're busy making other plans.» DM

MICHAEL SCHINDHELM ist Autor, Filmemacher, Kulturberater. Jüngstes Buch: «Walter Spies: Ein exotisches Leben», Hirmer; jüngster Dokumentarfilm: «The Chinese Lives of Uli Sigg». redaktion@dasmagazin.ch